

Kapitel 6

1804

Der Erste Consul versäumte nichts, um die durch die Exekution des Herzogs von Enghien entstandene Aufregung so viel wie möglich zu beschwichtigen. Er begriff sehr gut, daß er dadurch einen bösen Zweifel an seinem eigentlichen Charakter wach gerufen hatte, den es jetzt galt, aufzuklären. In mehreren Reden, die er im Staatsrath hielt, und in allen Gesprächen bei Hofe bemühte er sich unausgesetzt, auf das Eindringlichste zu beweisen, daß jene Hinrichtung von der Politik, und zwar im Interesse Frankreichs, geboten gewesen, und daß von persönlichem Haß bei ihm, oder sonst einer Leidenschaft gar nicht die Rede sein könne. Er wiederholte mithin das, was wir bereits wissen; und wie es den Anschein hatte, nicht ganz erfolglos. Auch war er klug genug, sich die Erbitterung, die Caulincourt ziemlich offen zur Schau trug, ruhig gefallen zu lassen; es war zugleich das beste Mittel, diesen Hofmann wieder zu gewinnen; und was mich betraf, deren strenges Urtheil er ebenfalls recht gut kannte, so zeigte er mir gegenüber eine auffallende Güte und Freundlichkeit, die mich fast verlegen machte, aber auch nur dazu beitragen konnte, ihn milder zu beurtheilen.

Was vermag doch ein Monarch (denn das war Bonaparte ja im Grunde schon) für einen Einfluß auf die Gemüther auszuüben, vorzüglich wenn er sich herabläßt, uns zu versöhnen, oder irgend etwas wieder gut zu machen. Wie leicht wird es ihm dann, unsere Gefühle zu seinen Gunsten umzustimmen und, daß ich es nur gestehe, Eitelkeit und Eigenliebe kommen dabei von unserer Seite nicht wenig in Betracht. Ich zürnte ihm wohl noch innerlich und war auch noch immer tief betrübt, aber ich neigte doch unmerklich zu ihm hinüber und beschwichtigte mich mit dem Gedanken, daß uns die Zukunft vor ähnlichen Schrecknissen hoffentlich bewahren würde.

Als wir nach Paris zurückkehrten, hatte ich freilich noch manchen harten Kampf zu bestehen, denn die Erregtheit der Gemüther war doch größer als ich gedacht. Ich erröthete und wagte nicht frei aufzublicken, sobald die Rede darauf kam, und wenn ich etwas entgegnete, so war es nur, um diejenigen zu beruhigen, die für die Zukunft ein blutiges Regiment befürchteten. Was ich hören mußte, war dabei oft übertrieben, denn der Parteigeist kannte kein Maaß, und so war ich genöthigt, meiner eigenen Überzeugung Gewalt anzuthun und den Ersten Konsul sogar zu vertheidigen. Es half übrigens nicht viel, denn die Gegner waren allzu erbittert.

Eines Tages hatte ich deswegen eine böse Scene mit Frau von ***, einer Kusine Josephinens. Diese Dame gehörte zu denen, die sich eine ganz absonderliche Idee von den Tuileries gemacht hatte. Sie theilten nämlich den Palast in zwei Hälften: Oben und Unten. Oben wohnte Bonaparte, und von dem wollten sie nichts wissen, unten wohnte seine Gemahlin, und die besuchten sie gern, aber nur Vormittags, weil sie dann sicher waren, dort den Konsul nicht anzutreffen. Auf diese Weise meinten sie, ihren Gesinnungen treu zu bleiben; freundliche gesellschaftliche Beziehungen im unteren Stockwerk, und strenge Opposition und Mißachtung für die erste Etage. Man sollte kaum glauben, zu welchen Lächerlichkeiten der Parteigeist die Menschen verleiten kann.

So fand ich denn eines Morgens Frau von *** bei Josephinen, also „Unten“. Sie war eine geistreiche, lebhafte Dame, aber, wie gesagt, in ihren politischen Ansichten außerordentlich exaltirt. Sie mußte schon allerlei schlimme Dinge gesagt haben, denn sie sah sehr aufgereggt aus und Josephine desgleichen, und sowie sie mich erblickte, ließ sie ihren Gefühlen über das „Verbrechen“ freien Lauf. Sie beklagte uns beide aus innerstem Herzen, „an diesen Despoten gefesselt zu sein, o Gott! an einen solchen Menschen!“ Ich bat sie freundlich, doch Josephine zu schonen, die sehr davon ergriffen schien. Nun bekam ich es. Ich hätte, rief sie mir zu, lange nicht laut und energisch genug meine Mißbilligung ausgesprochen, „und hören Sie“, fuhr sie noch heftiger fort, „ich habe einen solchen Abscheu vor Ihrem Konsul, daß ich, wenn er jetzt zu uns ins Zimmer träte, davonlaufen würde, wie vor einem reißenden Thier!“ „Mäßigen Sie sich doch“, entgegnete ich sanft, „und vor Allem überlegen Sie doch Ihre Worte, an die sie später vielleicht nur ungern erinnert werden möchten“; (ich dachte im jenen Augenblicke nicht, wie wahr ich prophezeihte) – „beklagen Sie die traurige Sache, wie wir es auch thun, aber so böse und leidenschaftliche Äußerungen könnten Ihnen dereinst Verlegenheiten bereiten. Heute finden Sie mich unverantwortlich ruhig und gefaßt, wie Sie sagen, und wer weiß, meine stille Betrübniß wird vielleicht länger anhalten, als Ihr augenblicklicher Zorn.“

Und wirklich! nur wenige Monate später wurde Frau von *** zur Ehrendame ihrer theuren Kusine ernannt, die mittlerweile Kaiserin geworden war, und sie floh nicht allein nicht vor dem „reißenden Thier“, sondern ließ sich sogar

manche kleine Galanterie von ihm gern gefallen.⁹² –

Der englische Geschichtsschreiber Hume erzählt irgendwo, daß Cromwell, sobald er als Protektor sein Palais bezogen und eine Art von Hofstaat eingerichtet hatte, von einer großen Menge Edelleute aus den ältesten Familien belagert wurde, die alle meinten, das Palais wie früher betreten, ja bewohnen zu dürfen, weil das ihrem Range zukomme; und ähnlich erging es dem Ersten Konsul, als er den Kaisertitel annahm. Die Herren vom alten französischen Adel (allerdings nicht alle) sahen darin gewissermaßen eine Entschuldigung für ihre Eitelkeit, denn jetzt war der Citoyen Bonaparte ja ein Monarch geworden, und es hielt so schwer, der Versuchung zu widerstehen, am Hofe den Platz nicht wieder einzunehmen, der doch ihrem Range gebührte; und der Empereur ließ es sich gern gefallen. Ich möchte hier einen Vergleich machen, der allerdings etwas trivial ist, aber mir ganz richtig scheint. Diese hochgeborenen Herren haben in ihrer Sinnesart etwas von den Katzen, die auch mehr dem Hause als dem Besitzer desselben zugethan sind, und sich, wenn dieser auch wechselt, schnell in ihrem alten Nest wieder zurechtfinden. Bonaparte, noch bespritzt mit dem Blute eines Bourbon, den er gemordet, erhielt als Kaiser von dem französischen Adel Zugeständnisse und Huldigungen, die er als Konsul vergebens beansprucht haben würde, und er widerlegte dadurch indirekt den Ausspruch Fouche's, der behauptet hatte, die Ermordung des Herzogs sei kein Verbrechen, sondern ein (politischer) Fehler. Nach solchen Erfolgen war dieser Ausspruch entschieden verkehrt. Bonaparte hatte sehr richtig kalkulirt.

Und doch hat dies Ereigniß, von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, größere und weitergehende Folgen gehabt, als man vielleicht anfänglich geglaubt. Allerdings gelang es ihm, die aufgeregte öffentliche Meinung zu beschwichtigen, auch die Royalisten wurden nach und nach still, weil sie sahen, daß es ihnen doch nichts half; aber wie damals Herr von Remusat sehr richtig bemerkte: Bonaparte war genöthigt, um das Verbrechen in Vergessenheit zu begraben, durch außerordentliche Unternehmungen die Menschen in der Gegenwart dergestalt zu beschäftigen, daß ihnen gar keine Zeit zum Nachdenken über die Vergangenheit blieb, und zwar durch Unternehmungen mit glänzendem Erfolg, denn nur ein solcher konnte seine Schuld einigermaßen sühnen. Deshalb wohl zumeist die wilde und gefährliche Laufbahn, die er einschlug und die uns Alle mit schwindelndem Staunen erfüllte, die aber auch unsere Überzeugung erst recht bekräftigte, daß eine humane und reine Politik, die sich nur die Veredlung und Beglückung der Menschheit zum Ziel setzt, jedenfalls für einen Herrscher eine schönere und würdigere Lebensaufgabe ist.

Er hat uns Alle mehr oder weniger in dies Verbrechen mit hineingezogen und uns auf die Weise mit seinem eigenen Schicksal verbunden; aber indem er uns und der ganzen Nation einen Theil dieses Makels mit aufdrückte, hatte er auch das Anrecht auf unsere Theilnahme in den Tagen seines Unglücks verloren. Ich

weiß dies wenigstens an mir selbst; denn von jenem unseligen Tage an wurde mir das Band, das mich an ihn fesselte, zur Last, und wenn ich auch zeitweilig dies peinliche Gefühl zu ersticken suchte, so habe ich es dafür später nur um so tiefer mit der ganzen übrigen Welt empfunden.

Bonaparte selbst wurde übrigens bei seiner Rückkehr nach Paris gleichfalls von der gegen ihn herrschenden ungünstigen Stimmung peinlich berührt, denn er bemerkte sehr gut, daß die Gesichter in seiner Gegenwart einen eigenthümlichen Ausdruck annahmen. Gleich in den ersten Tagen wollte er daher, wie er sagte, diese Eindrücke bewältigen und sofort öffentlich erscheinen, obgleich seine Vertrauten ihm davon abriethen und meinten, es sei besser, erst „etwas Gras darüber wachsen zu lassen.“ „Ei was“, antwortete er, „wir müssen um jeden Preis die Geschichte alt werden lassen, die solange neu bleibt, als ich selbst mich irgendwie anders als sonst zu benehmen scheine. Bleibe ich dagegen ganz in meinen alten Gewohnheiten, so zwingt mich schon dadurch das Publikum, der Sache weniger Wichtigkeit beizulegen.“ Es wurde daher beschlossen, schon am nächsten Abend die Oper zu besuchen, und Josephine bat mich, sie zu begleiten. Der Erste Konsul fuhr immer allein, mit einem General oder Adjutanten, und der Wagen seiner Gemahlin folgte in einiger Entfernung nach. Gewöhnlich wartete er aber nicht auf sie, sondern hastig, wie er immer war, stieg er schnell die Treppen hinauf und begab sich direkt in seine Loge. Diesmal trat er aber erst in einen kleinen Salon, um Josephinen Zeit zu lassen, nachzukommen. Sie war sehr aufgeregt und zitterte, und auch Bonaparte war auffallend blaß. Er sah uns der Reihe nach an, als wollte er aus unseren Blicken herauslesen, was wir dachten, nämlich wie ihn das Publikum empfangen würde. Endlich brach er auf, bot seiner Gemahlin den Arm und ging auf seine Loge zu, aber wie ein Soldat, der einer feindlichen Batterie entgegengeht. Wir folgten nicht ohne Angst. Sowie er in die Loge trat, wurde er wie immer mit lautem Zuruf und Jubel begrüßt, sei es nun, daß seine Erscheinung den gewohnten magischen Zauber ausübte, den sie zu jener Zeit nie verfehlte, oder daß die gehorsame Polizei diese Ovation in's Werk gesetzt hatte. Ich war wirklich besorgt gewesen, es könnte anders kommen, und nun da es so kam, empfand ich wiederum ein peinliches Gefühl. Er hatte also auch hier gesiegt.

Bonaparte blieb indeß nur wenige Tage in Paris und ging dann mit seinem Hofstaat nach Saint-Cloud zurück.

Schon damals wird er den Plan einer Wiederherstellung der Monarchie schärfer und bestimmter in's Auge gefaßt haben. Er fühlte die Nothwendigkeit, Europa seine volle und ganze Macht zu zeigen und damit das eigentliche Endziel, dem er so geschickt und vorsichtig zugesteuert hatte.

Zuerst verlangte er vom Gesetzgebenden Körper eine neue Aushebung von 60.000 Mann, nicht wegen des Krieges mit England, der vernünftiger Weise ja doch nur zur See geführt werden konnte, sondern nur, um dadurch Frankreich's

Machtstellung nach Außen hin in dem Augenblicke zu erhöhen, wo er im Begriff stand, die Welt durch einen neuen großartigen „Coup“ zu überraschen.

Der Civilkodex war gleichfalls fertig geworden, und dies wichtige Werk verdiente, nach dem Urtheil Aller, die ungetheilteste Anerkennung. Die Tribünen der drei großen Staatskörper wurden nicht leer von Rednern, die sich in begeisterten Lobeserhebungen ergingen. Schon drei Tage nach dem Tode des Herzogs von Enghien, am 24. März, hatte der Deputirte Marcorelle im Corps législatif einen Vorschlag gemacht, der auch einstimmigen enthusiastischen Anklang fand, nämlich die Büste des Ersten Konsuls im Sitzungssaale feierlich aufzustellen. „Es bedarf Europa gegenüber“, sagte er, „eines eklatanten Beweises unserer Verehrung und Liebe für Denjenigen, dessen Leben von den Dolchen feiger Meuchelmörder bedroht wird, und für den Frankreich von Dank und Bewunderung erfüllt ist.“ Unendlicher Applaus folgte diesen Worten.

Einige Tage darauf wurde die Session durch eine Konsular-Botschaft geschlossen. Der Staatsrath Fourcroy überbrachte diese Botschaft und nannte in seiner Rede, die Bonaparte hoch verherrlichte, die Bourbons „eine entartete Familie, die Frankreich von Neuem mit Blut überschwemmen wolle, um auf diese Weise einen Thron wieder zu erlangen, dessen sie unwürdig geworden“, und trug zum Schluß darauf an, „jeden Bourbon für vogelfrei zu erklären, der es wagen sollte, den Fuß auf französischen Boden zu setzen.“ Auch Herr Fourcroy erntete für seine patriotische Rede lauten Beifall und lärmende Zustimmung.⁹³

Unterdessen nahm der große Verschwörungsprozeß seinen weiteren Verlauf. Täglich arretirte man neue Chouans, oder sonst verdächtige Royalisten, sowohl in der Bretagne als auch in Paris selbst, und man hatte mit Cadoudal, Pichegru und Moreau bereits mehrere Verhöre angestellt. Die beiden Ersteren, so erzählte man sich, antworteten fest und frei, und machten aus ihren Plänen gar kein Hehl; Moreau dagegen gab ausweichende, unsichere Antworten, die keinen genügenden Anhalt boten, und schien überhaupt niedergeschlagen und gedrückt.

Da fand man eines Morgens den General Pichegru im Gefängniß erdrosselt. Das machte wieder in ganz Paris ungeheuere Sensation, und man behauptete allgemein, daß kein Selbstmord vorläge, sondern daß man sich „anderweitig“ dieses gefährlichen Gegners entledigt hätte. Von seinem entschlossenen und energischen Charakter, hieß es, hätte man bei den öffentlichen Verhandlungen stürmische Scenen befürchtet, die das Publikum noch mehr aufgereizt haben würden, und dann, was die Hauptsache war, er würde sehr wahrscheinlich die Unschuld Moreau's klar bewiesen haben, dem man juristisch so schon nicht viel anhaben konnte.

Aufgeklärt wurde freilich der plötzliche Tod des Generals nicht, aber es war jedenfalls sehr gewagt, ihn ohne Weiteres auf Bonaparte's Rechnung zu setzen. Doch das ist der Fluch des Unrechts, des Verbrechens: „Er hat den Herzog

umgebracht“, sagte man dreist, „er wird auch mit dem General kurzen Prozeß gemacht haben.“ Die Bonapartisten entgegneten dafür, und mit Recht: „Alle Welt wußte, daß Pichegru nach Paris gekommen war, um eine Gegenrevolution hervorzurufen; er selbst hatte es bereits ohne Umschweife gestanden, sein Tod konnte mithin, gerade im Sinne der Regierung, für den weiteren Verlauf des Prozesses nur ungelegen und störend sein;“ – und diese Argumente hatten viel für sich.

Mehrere Jahre später sprach ich einst mit Talleyrand davon und fragte ihn, was er von dem plötzlichen Tode Pichegru's gedacht habe. „Weiter nichts“, antwortete er in seiner ironischen Manier, „als daß er sehr apropos gekommen ist.“ Aber damals war Talleyrand wieder einmal mit Bonaparte brouillirt und dichtete ihm alles mögliche Schlechte an. Übrigens kann ich das Obige nicht weiter verbürgen, da ich nur nach Hörensagen berichte, zumal in Saint-Cloud und überhaupt bei Hofe, wie nach einer ausgegebenen Parole, der traurigen Sache mit keiner Silbe erwähnt wurde.

Um dieselbe Zeit verließ Lucian mit seiner neuen nicht ebenbürtigen, aber sehr liebenswürdigen Gemahlin Frankreich, nachdem er sich definitiv und auf immer mit seinem gestrengen Bruder überworfen hatte. Es war nämlich dem Ersten Consul nicht gelungen, diese Heirath zu hintertreiben. Er hatte alle möglichen Überredungen und Vorstellungen versucht, ihm namentlich die bevorstehende Erhebung seiner Familie geschildert und ihm die Hand der „Königin von Etrurien“ angeboten (Bonaparte verfügte über die Herzen wie über die Throne) aber vergebens.⁹⁴ Lucian schlug Alles aus. Nach einer letzten heftigen Scene kam es zu einem offenen Bruch: Lucian hatte zwischen Gehorsam und Exil zu wählen und wählte das letztere.

Bei dieser Gelegenheit habe ich Bonaparte wirklich innerlich bewegt gesehen, was zu den größten Seltenheiten gehörte.

Es war in Saint-Cloud, am Schlusse einer Soirée bei Josephinen; sie hatte bereits alle Gäste entlassen, nur Herr von Remusat und ich waren noch bei ihr zurückgeblieben. Wir wußten, daß Bonaparte an jenem Abend eine letzte und entscheidende Zusammenkunft mit seinem Bruder gehabt hatte und waren begierig, das Resultat derselben zu erfahren. Josephine liebte Lucian nicht, aber sie wünschte doch sehr, daß in der Familie ihres Gemahls kein eklatanter Bruch entstehen möchte. Erst gegen Mitternacht trat Bonaparte plötzlich in den Salon. Er sah niedergeschlagen und düster aus, grüßte uns kaum, warf sich in einen Sessel und rief dann mit einem schneidenden Ton, den ich noch nie von ihm gehört hatte: „Es ist also doch vorbei! vorbei! auf immer! Ich habe ihm verboten, mir wieder unter die Augen zu kommen.“ Josephine sagte einige beschwichtigende Worte, und ich fürchtete schon ein neues Aufbrausen. Aber wider Erwarten wurde er ganz sanft und antwortete: „O Josephine, du hast wahrlich ein gutes Herz, daß du dich seiner noch annimmst.“ Dann stand

er auf, nahm seine Gattin in die Arme, legte ihren Kopf an seine Schulter und seine linke Hand auf ihre Stirne ... ihr helles, liebezendes Gesicht bildete mit seinen bleichen, finsternen Zügen einen schmerzlichen Kontrast, und in dieser Stellung fuhr er fort zu sprechen. Er erzählte uns, daß Lucian sowohl seinen Bitten wie seinen Befehlen, seinen ernstesten Drohungen wie seinem freundlichen Zureden hartnäckig widerstanden habe. „Es ist betrübend“, setzte er hinzu, „in seiner eigenen Familie einen solchen Eigensinn und eine solche Verkennung der höchsten Interessen zu finden. Ich stehe also allein in der Welt und kann mich nur auf mich selbst verlassen. Doch nein!“ rief er bewegt, „nicht ganz allein, denn du bleibst mir, Josephine, und deine Liebe wird mich entschädigen und trösten.“ Dabei hatte er Thränen in den Augen, was ihm so selten geschah; es war eben das rein menschliche Gefühl, das bei ihm in jenem Moment zum Ausbruch kam, und ich werde noch gerührt, wenn ich daran denke.

Bald darauf bereitete ihm sein anderer Bruder Louis einen neuen Verdruß, der namentlich auf die Zukunft Josephinens von Einfluß war.

Bonaparte hatte nämlich, wie wir wissen, den festen Entschluß gefaßt, sich zum Kaiser zu machen und den leerstehenden Thron zu besteigen. Es galt nun vor Allem, die große Frage der Erblichkeit in seiner Familie zu regeln. Von der bereits früher geplanten Scheidung von Josephinen, wegen der Kinderlosigkeit ihrer Ehe, sprach er vor der Hand nicht mehr; sei es, daß er seiner Gemahlin noch zu sehr zugethan war, sei es, daß ihn seine augenblicklichen Beziehungen zu den Höfen Europa's doch keine bedeutende Allianz durch eine neue Heirath hoffen ließen, um sich dadurch politisch zu festigen – kurz, er schien die Absicht zu haben, seine Ehe nicht zu lösen und den „kleinen Napoleon“, wie man den Sohn seines Bruders Louis immer nannte, zu adoptiren.

Kaum aber hatte er von diesem Projekt gesprochen, als seine Familie in die größte Aufregung gerieth. Joseph wagte es zuerst, ihm Vorstellungen zu machen. Er beklagte sich, daß er, als der älteste Bruder, es nicht verdient habe, sein Anrecht auf die Thronfolge zu verlieren, und sprach dabei zugleich von diesem Anrecht, als wenn ihm dasselbe gewissermaßen schon von seiner Geburt an zukäme, was überaus komisch war.

Bonaparte, den bekanntlich jeder Widerspruch reizte, wurde heftig erzürnt und dadurch nur in seinen Plänen bestärkt; er theilte dies auch sofort seiner Gemahlin mit, die hoch erfreut war, weil sie dadurch von einer großen und beständigen Unruhe befreit wurde. Hortense, als Mutter des kleinen Napoleon's, unterwarf sich auch hier wieder, wie immer; sie war nicht ehrgeizig, und wenn sie eine Befürchtung hegte, so war es die, daß ihrem Sohne durch diese Erhebung vielleicht irgend welche Gefahr drohen könne. Mit ihrem Gemahl, dem Vater, war es freilich anders, wie wir bei dem folgenden Auftritt sehen werden.

Bonaparte fand sich in jenen Tagen einst von seiner ganzen Familie umgeben und spielte mit dem kleinen Napoleon, der wie gewöhnlich auf seinen Knien

saß. „Weißt du wohl, kleines Kerlchen“, sagte er plötzlich zu ihm, „daß du nahe daran bist, dermaleinst ein König zu werden?“ – „Und Achill!“, rief Murat schnell dazwischen, der auch gegenwärtig war und an seinen ältesten Sohn dachte. – „O Achill“, entgegnete Bonaparte, „der wird 'mal ein guter Soldat, wie sein Vater.“ Durch diese Antwort wurde Madame Murat sehr verletzt, was man ihr sofort ansah; auch Bonaparte merkte es, aber nach seiner Weise, und ohnehin schon ärgerlich über die Opposition seiner Brüder und mehr noch über die seiner Schwester Karoline, that er ganz gleichgültig und spielte mit dem Kleinen weiter, indem er sagte: „Sollte es aber dahin kommen, so rathe ich dir, armes Männchen, wenn du am Leben bleiben willst, nicht allzuhäufig bei deinen theueren Vettern zu Mittag zu essen.“

Der Leser kann sich leicht die Wirkung dieser boshaften Anspielung vorstellen; man sagte nichts, war aber innerlich voll Gift und Galle. Von nun an wurde Louis von den Geschwistern bearbeitet. Man erinnerte ihn an die abscheulichen Gerüchte, die bei der Geburt seines Sohnes in Umlauf gewesen, und machte es ihm zur Pflicht, die Interessen seiner Familie nicht einem Kinde zu opfern, das zur Hälfte den Beauharnais angehörte, und nun begab sich auch Louis, der plötzlich viel ehrgeiziger geworden war, als man geglaubt, zu seinem Bruder, um ihm dieselbe Frage wegen der Beeinträchtigung seines guten Rechtes vorzulegen. Seine Vorstellungen sollen sogar noch motivirter und eindringlicher gewesen sein; wenigstens wurde uns von Eingeweihten versichert, daß er den Ersten Consul mit den folgenden Worten interpellirt habe: „Weshalb soll ich meinem Sohn ein Erbschaftsrecht abtreten, das zunächst mir selbst zukommt? Und womit habe ich dies Enterbtwerden verdient? Wie werde ich meinem Sohn gegenüberstehen, wenn er der deinige geworden ist, mithin einen höheren Rang als ich selbst einnehmen, und wohl gar mit Haß und Verachtung auf mich herabsehen wird? Nein, ich werde dazu niemals meine Einwilligung geben, und bevor ich selbst auf mein Recht verzichte, und mich vor meinem Sohn beuge, verlasse ich lieber Frankreich und nehme den kleinen Napoleon mit, und dann wollen wir sehen, ob du den Muth haben wirst, einem Vater öffentlich sein Kind zu rauben.“ So wurde uns erzählt, und es gibt ja bekanntlich immer an den Höfen Leute, die Alles wissen.

Bonaparte wurde natürlich wieder sehr zornig, aber er konnte auch hier den Widerstand nicht brechen. Endlich schien er nachzugeben und sehr wahrscheinlich nicht deshalb, weil er seinen Brüdern entgegenkommen wollte, sondern weil er neuen Eklat nach Außen befürchtete, der ihn und die Seinigen ja fast dem Spott und der Lächerlichkeit preisgegeben hätte. Denn man stelle sich einen Familienzwiß vor, wo sich die Brüder um das Erbrecht auf eine Königs- oder Kaiserkrone zanken, während die Krone selbst bis jetzt nur in der Phantasie und als Projekt existirt. Dies wäre jedenfalls überaus komisch gewesen und hätte gewiß Stoff zu den buntesten Kommentaren gegeben; es galt daher

in diesem wichtigen Moment durchaus den Ernst zu bewahren.

Bonaparte, als der Klügste, gab also scheinbar nach und machte einen Erblichkeitsentwurf, in welchem er allerdings sein Adoptionsrecht beibehielt, aber doch auch seine beiden Brüder berücksichtigte.

Alle diese Diskussionen waren indeß nur geeignet, den Haß zwischen den Bonapartes und den Beauharnais zu steigern, zumal die ersteren geradezu behaupteten, daß der ganze Zwist in einem Intriguenspiel Josephinens seinen Hauptgrund habe. Dadurch wurde Louis nur noch härter und rücksichtsloser gegen seine Gemahlin, und drohte ihr wiederholt, daß er sie einsperren und von ihrem Sohne trennen würde, wenn sie im Allergeringsten die Pläne ihrer Mutter begünstigen sollte.

Die arme Hortense sagte nichts, sondern duldete im Stillen. Sie erwartete in jener Zeit ihre zweite Entbindung, und der stete geheime Gram über die unwürdige Behandlung von Seiten ihres Gemahls untergrub dergestalt ihre Gesundheit, daß sie sich seitdem nie wieder völlig erholte. Ihre angeborene Heiterkeit war fast ganz verloren gegangen, schon weil sie gezwungen war, um noch schlimmeren Auftritten zu entgehen, ihren Kummer in sich zu verschließen und nicht wagte, sich ihrer Mutter oder dem ersten Konsul mitzuthellen. Bonaparte sah und fühlte das recht gut und bewies ihr stets eine stille Theilnahme und eine wahre Hochachtung; aber um des lieben Friedens willen, der ohnehin schon so oft in der Familie gestört wurde, mischte er sich nicht direkt in die Privatangelegenheiten der beiden Ehegatten, die leider ganz und gar nicht für einander paßten, was er jetzt, wo es zu spät war, längst eingesehen hatte. Und dann . . . was gingen gerade in jener Epoche für großartige Entwürfe durch seinen Geist, und wie konnte er Zeit haben, lange über die häuslichen Miseren einer armen unglücklichen Frau nachzudenken.

Hortense hat mir dies in späteren Jahren Alles genau und umständlich erzählt, und ihre peinliche Lage, von der ich schon beim Beginn dieser Memoiren gesprochen, hatte sich im Laufe der Zeit keineswegs verbessert. Ich wiederhole es hier aber gern, daß ich sie stets in Schutz nahm und ihr meine Theilnahme nie versagte, und zwar um so aufrichtiger und herzlicher, je gehässiger sie stets von den Schwestern ihres Gemahls, und besonders von Madame Murat, angegriffen und verfolgt wurde.

Die bereits erwähnte Angelegenheit des englischen Gesandten Drake kam auch wieder auf's Tapet, denn der Erste Konsul hatte sich auf diplomatischem Wege beim Kurfürsten von Baiern über den bewußten Briefwechsel beklagt. Die Sache schien für Drake und für seinen Freund Sir Spencer Smith, der am württembergischen Hofe akkreditirt war und in gleichem Sinne nach Frankreich hin intriguirte, eine üble Wendung zu nehmen. Man wußte in München und Stuttgart nur zu gut, daß der Gewaltige in den Tuileries bei solchen Dingen keinen Spaß verstand und . . . auf einmal waren beide Gesandten verschwunden,

ob abberufen, oder heimlich auf und davongegangen, hat man nie erfahren können. Lord Morporth brachte die Sache im Parlament zur Sprache und verlangte von den Ministern Aufklärung über das befremdliche Betragen der genannten Herren. Der Lordkanzler antwortete, daß das englische Kabinet selbstverständlich den Geschäftsträgern keine derartigen Instruktionen gegeben habe, und daß er Näheres nach Eingang der verlangten Rapporte mittheilen werde. Damit blieb die Angelegenheit auf sich beruhen, und so viel ich weiß, hat man nachher nie mehr etwas darüber erfahren.

Talleyrand, der Unentbehrliche, war inzwischen wieder zu Gnaden gekommen, und der Erste Konsul hatte in jener Zeit häufige und lange Unterredungen mit ihm. Er war es auch hauptsächlich, der Bonaparte zur Monarchie trieb und zwar mit dem Vorschlage, den Königstitel anzunehmen. Er sagte mir später, daß ihn der Titel eines Kaisers anfangs beunruhigt hätte, weil darin etwas zu Weitgehendes und zugleich etwas Unklares gelegen habe. Das sei aber gerade der Phantasie und dem Geiste Bonaparte's sehr verführerisch erschienen, der sich darüber eine seltsame Kombination von römischer Republik und von einem Weltreich nach dem Muster Karls des Großen zurechtgedacht. „So machte ich mir eines Tages den Spaß“, erzählte Talleyrand weiter, „den ehrlichen Berthier zu mystifiziren; ich nahm ihn deshalb mit geheimnißvoller Miene bei Seite und sagte ihm: „Berthier, Sie wissen, was für ein wichtiges Projekt uns augenblicklich beschäftigt. Sie sind ja mit Bonaparte so befreundet; rathen Sie ihm doch, er solle den Königstitel annehmen, ich weiß, das wird ihm Freude machen.“ Berthier, der stets bereit war, wenn es galt, dem Ersten Konsul irgendwie zu schmeicheln, läßt sich das nicht zweimal sagen, sondern geht direkt und durch den ganzen Saal auf Bonaparte zu und bringt sein freundliches Anliegen vor. Ich zog mich in eine Fensternische zurück, denn ich wußte, daß es ein Gewitter geben würde. Und so kam es auch; denn Berthier mußte kaum das schlimme Wort „König“ ausgesprochen haben, so sah ich, wie Bonaparte ihn vor die Brust faßte und an die Wand drückte, wobei ich deutlich die Worte „Esel“ und „Dummkopf“ hörte. Berthier warf mir einen verdutzten und ärgerlichen Blick zu und hat mir den bösen Spaß noch lange nachgetragen.“

Endlich kam die Sache in Fluß. Am 30. April 1804 bestieg der Tribun Curée die Rednerbühne und stellte seinen Antrag. Man hatte ihm jedenfalls vorher seine Lektion aufgegeben, und er sagte sie so gut her, daß die Stelle eines Senators, die er bald darauf erhielt, nichts war als eine gerechte Belohnung seines guten Gehorsams. Curée verlangte im Namen des französischen Volkes, daß die Regierung der Republik einem Kaiser, und zwar dem Ersten Konsul Napoleon Bonaparte anvertraut, und daß diese Würde in der Familie Napoleon's erblich erklärt werde. Seine Rede war sehr geschickt abgefaßt. Sie betonte hauptsächlich die Erblichkeit, als die einzig sichere Garantie gegen die Agitationen im Innern und die Intriguen von Außen, denn was den Titel beträfe, so bedeute

„Kaiser“ im Grunde nichts anders als „siegreicher Konsul“. Fast sämtliche Tribunen verlangten das Wort, und redeten nach einander zu Gunsten der Motion; die meisten, wie sich von selbst verstand, mit prächtigen Phrasen voll patriotischer Begeisterung. Nur Einer erhob sich unerschrocken und sprach entschieden und frei dagegen: Carnot⁹⁵. Er war Mitglied der engeren Kommission, und hatte den für jene Zeit seltenen Muth, offen seine Meinung auszusprechen. Er erklärte, wie er bereits früher gegen das Konsulat auf Lebenszeit gestimmt habe, so müsse er auch jetzt gegen das Kaiserreich stimmen und zwar ohne alle persönliche Opposition gegen Bonaparte, dem er übrigens gehorchen werde, wenn er wirklich zum Imperator ernannt werden sollte.⁹⁶ Carnot sprach bei dieser Gelegenheit von den Vorzügen der amerikanischen Verfassung, die Bonaparte nach dem Frieden von Amiens hätte annehmen müssen; der Mißbrauch des Despotismus könne für eine Nation unheilvoller werden, als der Mißbrauch der Freiheit, und dann zumal, wenn dieser Despotismus sich auf militärische Erfolge stütze; und um den Ausschreitungen desselben Schranken zu setzen, hätte man vorher in diesem Sinne Institutionen und Gesetze schaffen müssen.

Das war gewiß verständig und wahrhaft patriotisch gesprochen, aber trotzdem wurde der Curée'sche Antrag fast einstimmig angenommen. Frankreich ging seinem glänzenden, aber schrecklichen Verhängniß eigenwillig entgegen.

Am 4. Mai brachte eine Deputation des Tribunats die Motion an den Senat, der seinerseits auch schon vorbereitet war. Der Vice-Präsident, Francois de Reufchateau, antwortete im Namen der hohen Körperschaft, daß dieselbe darüber sofort in Berathung treten würde. Als wenn noch viel zu berathen gewesen wäre.

Schon am nächsten Tage sandte der Senat eine Adresse an Bonaparte, in welcher ohne weitere Motive, nur ganz kurz die ehrfurchtsvolle Bitte ausgesprochen wurde, der Erste Konsul möge noch einen letzten hochherzigen Akt vollziehen, um den Frieden und das Glück Frankreichs dauernd zu befestigen. Weiter nichts; aber Bonaparte wußte, was diese verhüllte Äußerung zu bedeuten hatte, und der Moniteur brachte am folgenden Morgen seine Antwort: „Ich wünsche, Bürger-Senatoren, genau den Willen und die Absichten des französischen Volkes zu kennen. Wir müssen am kommenden 15. Juli vor die Franzosen hintreten können, um ihnen zu sagen: Die großen unveräußerlichen Güter, zu deren Erwerbung ihr an diesem Tage vor 15 Jahren den Grundstein gelegt, Freiheit, Gleichheit und Ruhm, sind euch für alle Zukunft bewahrt und gesichert.“⁹⁷

Darauf proklamierte der Senat einstimmig das Kaiserreich und Napoleon I. zum erblichen Kaiser der Franzosen.

Der Präsident Fontanes, der Rhetor *par excellence*, erschien im Namen des Gesetzgebenden Körpers und von denjenigen Mitgliedern begleitet, die sich augenblicklich in Paris befanden, denn das Corps législatif war kurz vorher

vertagt worden, und der Präsident „redete viel und redete schön.“

Bald darauf trafen die Adressen der verschiedenen Städte Frankreichs in Saint-Cloud ein, diejenige von Lyon sogar früher als die von Paris, und massenhaft folgten die übrigen, die wohl schwerlich alle gelesen wurden. Zu gleicher Zeit kam auch die Zustimmung der Armee; die erste aus dem Feldlager von Montreuil, unter dem Oberbefehl des Generals Ney⁹⁸, und dann in schneller Folge von allen übrigen Armeekorps.

Man begreift leicht, daß diese Ereignisse im Schlosse und überhaupt bei Hofe große Aufregung hervorriefen, und bevor ich weiter erzähle, möchte ich noch einige nähere Bemerkungen darüber machen.

Wir wissen bereits, wie schmerzlich Josephine die eigensinnige Weigerung Louis Bonaparte's wegen der Adoption seines Sohnes empfand. Sie hoffte freilich noch immer, daß der Erste Konsul seinen Willen durchsetzen, oder einen anderweitigen Ausweg finden würde, um das schreckliche Projekt einer Scheidung, das ihre Gedanken fortwährend beschäftigte, zu beseitigen. Sie benutzte dabei geschickt die Momente, wo Bonaparte gegen seine Geschwister aufgebracht war, um ihn durch verdoppelte Liebenswürdigkeit zu trösten und zu besänftigen, und dies gelang ihr fast immer. Dabei verlangte sie von ihm kein definitives Versprechen, weder für sich selbst, noch für ihre beiden Kinder, und gerade dies Vertrauen und zugleich das bescheidene und ruhige Betragen Eugens und Hortensens, im Vergleich zu den ungestümen Präsentationen der Anderen, machte auf ihn einen sehr guten Eindruck. Vorzugsweise waren es seine Schwestern Elise und Karoline, die alle Hebel in Bewegung setzten, um etwas Näheres zu erfahren, was ihnen indeß nicht glückte, obwohl sie sich hinter Talleyrand und Fouché steckten, die aber wohlweislich schwiegen. Es war wirklich spaßhaft anzusehen, wie beide Damen agitirten und intriguirten und sich beständig durch neugierige Blicke und unvorsichtige Worte verriethen, aber es half ihnen Alles nichts.

Als man nun endlich im Schlosse hörte, daß in den nächsten Tagen der Senat mit großer Zeremonie erscheinen und den Ersten Konsul als Kaiser begrüßen würde, da steigerte sich die Aufregung noch mehr. Bonaparte überbrachte die wichtige Nachricht seiner Gemahlin und theilte ihr auch zugleich mit, daß er sich entschlossen habe, seinen Hofstaat bedeutend zu vergrößern, daß er aber sehr wohl wissen werde, seine alten Diener, die er schon als Konsul um sich gehabt, von den neuen zu unterscheiden. Er beauftragte sie noch speziell, dies dem Herrn von Remusat und mir zu versichern, was namentlich meinen Gemahl erfreute, der seine Betrübniß über den Tod des Herzogs von Enghien so wenig verhehlt hatte, daß sie dem Konsul recht gut bekannt geworden war. Mir war es ja in dieser Beziehung ähnlich ergangen, und daß Bonaparte uns trotzdem nicht zürnte, sprach gewiß zu seinen Gunsten. Ich konnte mich auch meiner Zuneigung für ihn nicht erwehren, und so sehr ich jene dunkle That

beklagte, so redete ich mir jetzt ein, daß er besser und milder werden würde, wie es ja auch ganz den Anschein hatte.

Meinen Gemahl hatte er einst geradezu darüber zur Rede gestellt (vermuthlich in einer sanften, gutgelaunten Stunde) und ihm zugleich die Gründe entwickelt, die ihn zu diesem Gewaltakt getrieben. Ähnlich wie an jenem Abend gleich nach der Exekution, von dem ich bereits oben gesprochen. Mein Gemahl sagte mir, wie er diese gute Gelegenheit benutzt habe, ihm offen zu gestehen, daß es in einem Jahrhundert wie das unsrige und in einem Lande wie Frankreich, ein sehr gewagtes Spiel sei, durch blutigen Schrecken imponiren zu wollen, daß er sich aber beruhigt fühle in dem Gedanken, daß etwas so Entsetzliches nie wiederkehren werde. Und Bonaparte habe ihn freundlich und überaus nachsichtig angehört, und das gebe die besten Hoffnungen für die Zukunft. Und mit dieser Hoffnung sahen wir Beide, und viele mit uns, dem kommenden Tage entgegen.

Am 18. Mai 1804 begab sich der Zweite Konsul Cambacérès, der seine nichtssagende Stellung als solches längst mit der bedeutenden eines Senats-Präsidenten vertauscht hatte, in einem glänzenden, feierlichen Aufzuge nach Saint-Cloud. Alle Senatoren folgten im großen Kostüm; es war eine imposante Reihe von prächtigen Karossen und Galawagen, und als schimmernde Eskorte diente ein Regiment der Konsulargarde zu Pferde, die nun zur Kaisergarde wurde. Im Thronsaal des Schlosses war Bonaparte mit seinem ganzen männlichen Hofstaate, mit den Ministern und Staatsräthen und sonstigen höchsten Beamten, und mit unzähligen Generälen und hohen Offizieren versammelt. Die Rede, welche Cambacérès hielt, war nur kurz – Napoleon, so hieß Bonaparte jetzt als Kaiser, war kein Freund von langen Reden – sie enthielt auch ganz und gar nichts Neues, außer den auffallend häufig wiederkehrenden Titeln Sire und Majestät. Napoleon hörte sie ruhig an, als wenn sich Alles von selbst verstände und er sein Leben lang an dergleichen gewöhnt gewesen, und in seiner kurzen Antwort sagte er auch nur oft Gesagtes und Bekanntes.⁹⁹ Der erste Huldigungsruf *vive l'Empereur!* schallte aber durch das ganze weite Schloß, und zu uns hinüber, denn wir, der weibliche Hofstaat, waren um die neue Kaiserin in ihrem großen Empfangssaal versammelt. Hierher begab sich nun der Zug, um auch Ihrer Majestät zu huldigen, und Josephine empfing denselben mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit und Grazie, die ihr von jeher so viele Herzen gewonnen hatten.

Nun wurden auch sofort die sogenannten Großwürdenträger des Kaiserreichs kreirt, zunächst Joseph Bonaparte zum *Grand-Electeur* und Louis Bonaparte zum *Connétable*; Cambacérès zum Erzkanzler und Lebrun zum Erzschatzmeister. Die Minister, unter ihnen Maret, der zum Range eines Ministers erhoben wurde, die Generäle, der Palastgouverneur Duroc, die Palastpräfekten und die Adjutanten leisteten noch einen besonderen Eid in die Hand des Kai-

sers, und schon am nächsten Tage stellte der Connétable, als Höchstkommmandirender nach dem Kaiser, sämmtliche Stabsoffiziere vor, unter ihnen Eugen Beauharnais, der damals noch ein schlichter Oberst war.

Wie wir bereits wissen, hatte Napoleon die projektierte sofortige Adoption bis auf Weiteres vertagt, und somit wurde die Erblichkeit in der Kaiserwürde zunächst auf die direkten männlichen Nachkommen Napoleon's, und in Ermangelung derselben auf seine Brüder Joseph und Louis und auf deren Söhne übertragen. So lautete der darauf bezügliche Senatsbeschluß, aber mit dem wichtigen Zusatzartikel, daß dem Kaiser das Recht zustehen solle, einen seiner Neffen, nach vollendetem achtzehnten Jahre, als Sohn und Nachfolger zu adoptiren, welche Adoption indeß nur dies eine Mal stattfinden dürfe und seinen weiteren Nachfolgern untersagt bleiben würde.

Die kaiserlichen Dekrete trugen jetzt die folgende Formel: „Napoleon, von Gottes Gnaden und nach der Verfassung der Republik, Kaiser der Franzosen, entbieten Allen Unsern gnädigen Gruß“; und der Senatsbeschluß, der an die Stelle des lebenslänglichen Konsulats das erbliche Kaiserreich setzte, lautete folgendermaßen:

„Das französische Volk will den Ersten Konsul Napoleon Bonaparte unter dem Titel Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen, und die Kaiserwürde in seiner direkten und legitimen und adoptiven Nachkommenschaft, und in der direkten und legitimen Nachkommenschaft von Joseph und Louis Bonaparte.“¹⁰⁰

Dieser Senatsbeschluß wurde in ganz Frankreich bis zum entlegensten Dörfchen publizirt und in Paris an allen Straßenecken angeschlagen. Zugleich veröffentlichte der Moniteur ein „kaiserliches“ Dekret, nach welchem die beiden Brüder Napoleon's den Titel Prinz und Kaiserliche Hoheit erhielten, die Großwürdenträger den Titel Monseigneur und Altesse, die Minister blos Monseigneur in den offiziellen Anreden und Zuschriften, die Marschälle dagegen nur einfach *Monsieur le Maréchal*. Schon im April desselben Jahres (was hier einzuschalten ist) hatte Bonaparte seinen Bruder Louis zum Mitgliede des Staatsrathes und Joseph zum Obersten eines Linienregimentes ernannt, und beide Brüder blieben auch als Prinzen vor der Hand in diesen Stellungen, „damit sie“, wie der Kaiser sich ausdrückte, „sowohl in der Armee, wie in der Verwaltung, durch praktischen Dienst sich mit Allem direkt bekannt machten, was das Wohl des Vaterlandes verlange.“

Vierzehn Generäle wurden zu Marschällen ernannt, und außerdem erhielten noch drei Senatoren gleichfalls diesen Titel. Die ersteren waren: Berthier, Murat, Ney, Moncey, Jourdan, Masséna, Augerau, Soult, Bernadotte, Brune, Lannes, Mortier, Davoust und Bessières, und die drei anderen: Kellermann, Lefebvre und Sérurier.¹⁰¹

Zu gleicher Zeit ernannte auch der Kaiser die sogenannten Großoffiziere der Krone, ferner die Generalobersten der Artillerie, des Geniekorps, der Kavalle-

rie und der Marine, und schuf schließlich noch die Obersten Hofchargen, von denen ich später reden werde.

Der schlimme und revolutionäre Titel *citoyen*, der schon während des Konsulats stillschweigend bei Seite gesetzt war, obwohl er in allen offiziellen Aktenstücken und Anreden noch immer figurirte, wurde jetzt auch amtlich abgeschafft, und es war auffallend, mit welcher Sorgfalt ihn Jeder, Napoleon nicht ausgenommen, vermied und stets Monsieur sagte. Bei dem ersten großen Banquet, welches der Kaiser am 18. Mai allen obengenannten hohen und höchsten Persönlichkeiten gab, überboten sich die Gäste förmlich in unaufhörlichem gegenseitigem Monsieur und immer wieder Monsieur, obwohl auch die übrigen Titel denen, welchen sie zukamen, nicht gespart wurden.